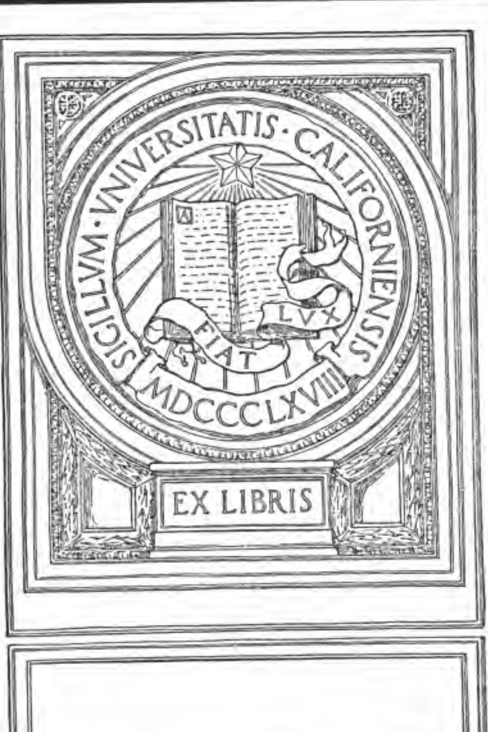
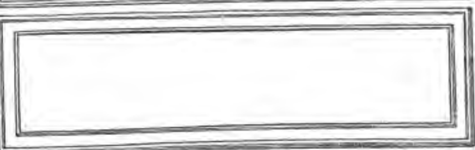



SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
FIAT LVX
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



# Hans von Vintler,

## ein Dichter aus Tirol.

Von

Hermann Sander.

Innsbruck.
Verlag der Wagner'schen Universitäts-Buchhandlung.
1892.

Sonderabdruck aus dem „Boten für Tirol und Vorarlberg"
77. Jahrgang (1891) Nr. 285, 286, 287, 289, 291, 292,
294 und 295.



Druck der Wagner'schen Univ.-Buchdruckerei.

Eben zur Zeit, als auf dem schönen Friedhofe von Innsbruck das von Wiener Freunden der Dichtkunst auf dem Grabe Vintlers errichtete Denkmal enthüllt und in Räumlichkeiten unsers städtischen Festsaalbaues eine der Bedeutung des geschiedenen Sängers entsprechende Feier begangen wurde, trat auch die Sammlung seiner Gedichte ans Tageslicht. Es dürfte nun gewiss passend sein, in dem Blatte, das von je den Erzeugnissen des heimatlichen Schriftthums eine besondere Aufmerksamkeit schenkte, einen gedrängten Abriss des Lebens sammt einer Würdigung der dichterischen Leistungen Vintlers zu geben.

Das äußere Leben des Dichters verlief wie das der meisten deutschen Schriftsteller ohne packende Ereignisse, ja selbst ohne merkwürdige Verbindungen; es bewegte sich aber gleichsam in vielfach gewundener Linie, so dass er erst spät zu einer gesicherten Stellung gelangte, die andere in gerader Richtung verhältnismäßig rasch gewinnen.

Johann Josef Rochus von Vintler zu Platsch und Runkelstein wurde am 16. August 1837 in Schlanders geboren. Wenn Hermann von Gilm in einem prächtigen Gedichte seine Begabung als mütterliches Erbe hinstellt, so erhielt sie Vintler vom Vater, der alle schönen Künste liebte, zu seinem Vergnügen malte, als Musiker eigene Tongebilde schuf und sich zugleich in der Poesie versuchte. Diese ideale Richtung des Geschlechtes geht weit zurück; von ihr spricht die Ausschmückung des Schlosses Runkelstein, von ihr das in der deutschen Cultur- und Literaturgeschichte wohlbekannte Lehrgedicht „Die Blumen der Tugend", welches ein anderer Hans von Vintler an der Neige des Mittelalters niederschrieb. Die Ahnen hatten es verstanden, solch höheres Streben mit praktischer Lebensklugheit zu einen, so dass sie stets zu den angesehensten und reichsten Adeligen Tirols gehörten; dem Vater Vintlers dagegen war eine gewisse Sorglosigkeit in Bezug auf die irdischen Glücksgüter eigen, ein Umstand, der dem Großvater nicht wenig missfiel. Ueberhaupt scheint ein tiefer Gegensatz in den Naturen beider gewaltet zu haben, der endlich zu einer Enterbung des ersteren führte, obwohl er der älteste Sohn war. Er musste sich mit einer Jahresrente begnügen, wenn er nicht den „letzten Willen" des Vaters anfechten wollte; das zu thun, widerstand seiner Pietät und Gutmüthigkeit. So blieb

unserm Hans vom Prunk der Vorfahren nicht viel mehr als der volle Klang der Adelsprädicate.

Hans von Vintlers gleichnamiger Vater vermählte sich mit Frl. Magdalena Laimer aus Schlanders und hielt sich dort in den ersten Jahren seiner Ehe auf. Unser Hans war des Vaters Liebling und wurde von ihm mit größter Hingebung und Sorgfalt erzogen. Als das Söhnchen erst vier Jahre zählte, begann ein würdiger alter Lehrer mit ihm den Unterricht im Lesen und Schreiben. Es zeigte sich sehr gewandt, fasste rasch auf, stellte das Geschaute lebhaft dar und bekundete reiche Einbildungskraft. 1842 übersiedelte die Familie nach Meran, damit die Kinder bessere Schulen besuchen könnten. Hier lernte Hans ebenfalls fleißig und ward des Vaters Stolz und Freude. An ihm hieng der Knabe mit unbegrenzter Liebe, und die seligen Jahre der Kindheit blieben auch dem Manne unvergesslich. Für Meran und den deutschen Süden schwärmt manches seiner Gedichte:

Wo immer ich wandre, wo ich hause,
Geliebter Heimatgau, denk' ich dein!
Im Traum oft hör' ich das Lenzgebrause
Der Etsch und der Passer,
Und rings von den Hügeln duftet der Wein,
Umflutet von goldigem Morgenschein —
Mein trautes Meran, ihr wildfrohen Wasser,
Ihr sonnigen Rebenreihn,
Ich trag' euch getreulich im Sinne mein!

Zuweilen, wie einst um die Lese der Trauben,
Betret' ich als Knäblein des Städtchens Bann;
Es weht aus den Gassen und dämm'rigen Lauben
Ein Würzhauch von Pfirschen,
Von Birnen und Aepfeln berückend mich an; —
O Schätze! Helljubelnd mach' ich mich dran
Und beiße, dass mir die Zähnchen knirschen,
Die purpurnen Wänglein an
Und bin der glückseligste Winzersmann.

Mit welcher Sehnsucht treibt es ihn später nach mancher Irrfahrt stets wieder in die schöne Heimat, wie ungestüm ist der Ausdruck seiner liebenden Ungeduld!

Wie lang eine Mainacht währen kann!
Wie lahm kriecht heute das Feuergespann
Nach meinen Heimatalpen hinan!
He, Schaffner, habt ihr nur todte Waren
Und schnarchende Krämer und Mönche zu fahren?
Ei, Männer, die Sehnsucht habt ihr an Bord!
O, fort nach Nord!
O, schüret, dass es gen Himmel braue,
Dass Funken schlagen ins düstere Blaue,
O, die Wolken stecket, den Mond in Brand,
Nur bringt mich bald ins geliebte Land!

Im Knabenalter kam der junge Hans auch hin und wieder mit Friedrich Lentner in Berührung, der mit dem Vater auf gutem Fuße stand. Lentners Erzählungen gehören nach Roseggers Urtheil zu den besten deutschen Dorfgeschichten, sind aber dennoch heute fast vergessen. Fruchtbar gestaltete sich gerade

damals in den Vierziger Jahren Lentners Verbindung mit Streiter, Steub und Gilm; sie drückte dem schriftstellerischen Leben Tirols in jener Zeit das Gepräge auf. Das kann hier nur beiläufig erwähnt werden. Für den kleinen Hans war Lentner bloß seiner Heiterkeit und Gefälligkeit wegen wichtig. Dieser erschien einmal als heiliger Nikolaus mit dem Klaubauf im Vintler'schen Hause, und später bat ihn der Knabe, ihm ein Neujahrsgedicht anzufertigen, das Wünsche der Genesung für den kranken Vater enthalten sollte.

Zu Neujahr sprach der Junge
Die Strophen so lieblich und warm,
Der Vater lächelte müde
Und schlang um den Kleinen den Arm
Und drückt' ihm auf die Stirne
Zum Dank den blassen Mund —
Er hatt' eine große Freude,
Doch ward er nicht wieder gesund.

Am 11. Jänner 1847 trat der Tod des Vaters ein, und damit traf den Knaben das erste große Unglück. Jener hatte ihn noch selbst für das Gymnasium vorbereitet und konnte sich nun nicht mehr des trefflichen Erfolges freuen. Die Mutter musste jetzt in sehr bescheidenen Verhältnissen für die Erziehung der fünf Kinder sorgen und hatte dabei mit manchem Mühsal zu kämpfen. Hans war bestrebt ihr jeden Kummer zu ersparen. Er wuchs sinnig und fromm heran, entwickelte großen Fleiß, war stets

einer der ersten unter seinen Mitschülern und bewies bei vielen Gelegenheiten Zartgefühl und Menschenliebe. Er konnte es z. B. nicht ertragen, wenn man über Abwesende übel sprach. Seiner edlen Denkweise entsprang auch seine Begeisterung für alles Schöne und Große, seine besondere Vorliebe für die Dichtkunst. Diese wurde geweckt, als er noch die unteren Classen des Meraner Gymnasiums besuchte. Mit vierzehn Jahren überreichte er der Mutter zum Namensfeste bereits einen von ihm geversten Glückwunsch. Er spielte auch gerne Theater und nahm zu diesem Zwecke die Hilfe seiner Geschwister und Freunde in Anspruch; der Stoff der aufgeführten Stücke war gewöhnlich der Bibel entnommen. In den Jahren 1853 bis 1856 entstand eine nicht unbeträchtliche Zahl von Romanzen und Balladen, von Liedern, Elegien und Räthseln, ja er kleidete seine Gefühle auch schon in die künstlichen Formen des Sonetts und der sapphischen Ode*). Die Anregung zu solchem Schaffen fand der Knabe zum Theil in der Bücherei des Vaters, welche die Werke vieler deutschen und fremden Dichter enthielt. Die beste Förderung verdankte jedoch Vintler seinem Lehrer, dem als Orien-

*) Es mag gestattet sein, hier in der Anmerkung ein paar dieser Jugendgedichte vorzuführen. Aus dem Jahre 1853 stammt der „Befehl", der offenbar einem Schulereignisse gewidmet ist:

talisten, Dichter und Uebersetzer bekannten P. **Pius Zingerle**, der einen mächtigen Einfluss auf alle seine Schüler übte und sie besonders zur Abfassung

Ihr dürft ihn nicht mehr wagen,
Der Phantasieen schwanken Flug,
Ihr dürfet nicht mehr tragen
Zum Lehrstuhl nicht'gen Dichtertrug.

Ganz klar und aufgehellet
Muss es in euren Köpfen sein,
Und dieses Dichten schnellet
In lauter Irrthum auch hinein.

Drum nur hübsch bei der Prosa
Vernünftig, ruhig bleiben stehn,
Denn litt' ich die Curiosa,
Könnt' ganz der Zopf zu Grabe gehn.

1854 entstand folgendes Silbenräthsel:

Mein **Erstes** bildet dir das **Zweite**,
Doch du vermagst's nicht anzusehn;
Dem **Zweiten**, gut für brave Leute,
Wünscht Diebsvolk: „Möcht's doch bald vergehn!"
Das **Ganze**, spricht der Herr, ist mein,
In Ruh' soll es geheiligt sein!

Im gleichen Jahre richtete er „an die wiederkehrenden Schwalben" sein erstes Sonett:

Was hör ich? Welche Wonnetöne
Berühren mein bezaubert Ohr?
O Lust, sie sind's, die Lenzessöhne,
Der Schwalben sangesreicher Chor!

deutscher Aufsätze trefflich anleitete. Noch spät sprach unser Freund von dem hochverdienten Manne in den wärmsten Ausdrücken dankbarer Anerkennung. Alles in allem erwarb sich Vintler in der Mittelschule, abgesehen von den Schulgegenständen, namhafte und sehr schätzenswerte Kenntnisse; er betrieb schon in jenen Jahren nicht nur die alten, sondern auch neuere Sprachen und gewann den ersten Einblick in die französische und italienische Literatur. Bevor er jedoch die letzte Classe des Gymnasiums zurückgelegt, befiel ihn ein heftiges Nervenfieber, dem er fast erlag; doch genas er nach langen, bangen Wochen, und durch Aufbietung alles Fleißes erreichte er es, Ende Juni 1855 die Maturitätsprüfung „mit Auszeichnung" abzulegen. Damals pflegte man die Leistungen in den einzelnen Gegenständen nicht durch bloße „Noten", sondern etwas ausführlicher zu kennzeichnen.

---

O, seid gegrüßt! Was ich ersehne,
So heiß, so heiß, seit ich's verlor,
Verkündet ihr, des Lenzes Schöne, —
Und hebt mein sinkend Haupt empor.

Drum soll auch meine Laute klingen,
Ein Lied von mir soll euch besingen,
Die ihr die Brust von Gram befreiet!

Doch wehe! Ist mein Lied umwunden?
Ich kann nicht mehr, seht, bin gebunden,
Hab' euch mein erst Sonett geweihet.

So erhielt Vintler in der „deutschen Sprache" die Bemerkung: „Die mündlichen und schriftlichen Leistungen meist ausgezeichnet; umfassendes Wissen"; als Gegensatz hiezu hieß es in der „Mathematik": „Befriedigende Fachkenntnis, bedächtiges Rechnen." In der „lateinischen Sprache", dieser Grundlage für seine vielfältigen sprachlichen Studien, ward ihm „gewandte Interpretation und Latinität" nachgerühmt.

Mit dem Abschied von Meran und vom heimischen Herde endet der erste Theil des Lebens unsers Dichters. Der zweite Abschnitt umfasst eine über mehr als zwei Jahrzehnte sich erstreckende Wanderschaft. Es glückte dem Studenten nicht, sofort entschiedene Freude zu einem bestimmten Berufe in sich zu fühlen, und die Wandlungen, die sich nach und nach in seinem Innern vollzogen, drängten ihn von den eingeschlagenen Pfaden wieder ab. Zunächst versuchte er es 1855 an der Innsbrucker Universität mit geschichtlichen Studien, ohne jedoch in ihnen rechte Befriedigung zu finden. Seit seiner Krankheit zeigte er sich durch längere Zeit schwermüthig, und diese Stimmung, sowie sein ganzer Entwicklungsgang brachten ihn in die Theologie. Er zog im Herbst 1856 nach Brixen. Mit gewohntem Eifer betrieb er Kirchengeschichte und Patrologie; in beiden Fächern errang er am Ende des Jahres „primam cum eminentia". Ebenso bedeutend waren die Fortschritte in

der biblischen Archäologie, in der Einführung in die heilige Schrift des alten Bundes und in der Erklärung der letztern. Auch im nächsten Jahre erzielte er in den theologischen Lehrgegenständen schöne Fortschritte. Nun wollte er in Rom seinen Lebensplan weiter verfolgen. Er traf dort am 6. November 1858 ein. Seiner Begeisterung entsprangen folgende Verse, die seine Stimmung klar wiedergeben:

Die Sonne sinkt, der Abend wehet Kühle
Durch der Campagna herbstvergilbten Plan;
Nicht ferne stehen wir dem schönen Ziele,
He, Schwager, jag' die Rosse rasch voran!

Sie greifen aus, als theilten sie mein Sehnen,
Und wie auf Nordes Schwingen geht's zu Thal;
Entgegen pocht mein Herz der Stadt des Schönen,
Des Römergeistes ew'gem Heldenmal.

O Rom! Wie will ich wonnetrunken schweifen
Durch deine Riesentrümmer, hoch und weit,
Und einen Schatz von hehren Bildern häufen
In meinen Geist aus deiner Heldenzeit;

Entrückt dem kalten Leben, niederfahren
In deiner Vorzeit heimlich dunkeln Schacht:
Dort friedlich wandelnd um die stillen Laren
Virgilen singen hören Lied' und Schlacht;

An Ovids Hand das Märchenreich durchwallen,
Das hold sich um der Menschheit Jugend reiht,
Mit dir, Horaz, bei glühenden Pokalen
Mich freu'n der Freude, die die Stunde beut;

Und wieder dann zurück ins Leben steigen,
Um es zu messen mit verjüngtem Geist,
Und nur dem Edlen, Schönen mich zu neigen,
Das mächtig uns von dem Gemeinen reißt!

In Rom besuchte Vintler von November bis Mai im Collegium Romanum der Gesellschaft Jesu die Vorlesungen über Moraltheologie und Dogmatik sehr eifrig, und das ihm ausgestellte Zeugnis erklärt auch, dass er sowohl durch Ehrbarkeit der Sitten als durch Frömmigkeit unter den Mitschülern hervorgeglänzt habe („morum honestate ac pietate inter condiscipulos enituisse“). Gleichwohl vollzog sich gerade in Rom eine wesentliche Wandlung in seinen Anschauungen. Die Eindrücke, die er dort empfieng, entsprachen nicht der Höhe seiner Erwartungen. Der Enttäuschte gieng so weit, mit den Ueberlieferungen seiner Vergangenheit zu brechen; „seine Gesinnung trug fürder ein scharf anticlericales Gepräge“. Dieser Umstand muss hier erwähnt werden, weil sich die Denkweise Vintlers in manchen Aufsätzen und in nicht wenigen Gedichten offenbarte. Auffällig ist es immerhin schon, dass in der oben mitgetheilten dichterischen Begrüßung der ewigen Roma der einundzwanzigjährige Theologe von der Wichtigkeit der Stadt für die katholische Welt schweigt. Uebrigens benützte er seinen Aufenthalt in Rom zu gründlichen Studien auf dem Gebiete der Kunst und ihrer Geschichte,

sowie besonders der italienischen Sprache, deren er von nun an in hohem Grade mächtig war. Er würde wohl noch länger in der alten Hauptstadt des Erdkreises geweilt haben, wenn nicht der Ausbruch des Krieges seine Heimkehr beschleunigt hätte.

Die Rückreise erfolgte bei der allgemeinen Erregung in Italien nicht ohne kleine Abenteuer. Einige flüchtige Aufzeichnungen sagen uns, dass die Fahrt über Terni, Spoleto und Macerata nach Ancona gieng. Dort muſste er manchen Schimpf über die Oesterreicher hören, ja er fand es für nöthig, um Misshandlungen auszuweichen, die Rolle eines Schweizers zu spielen. Mit einem Lohnkutscher schloss er für acht Scudi bis Bologna ab. Als Reisegenossen erhielt er den in Ancona beliebten Sprachlehrer Markwart. In Sinigaglia blieben sie zwei Tage, bis die Hoffnung, mit einer Barke nach Triest fahren zu können, sich als Täuschung erwies. Uebrigens waren sie im Hause des österreichischen Consuls Giusto Giustini freundlichst aufgenommen, speisten jedoch in einer Wirtschaft, deren Besitzer von seiner republikanischen Gesinnung kein Hehl machte. Am 19. Juni verließen sie wieder zu Wagen die Stadt. In Fano wehte die dreifarbige Flagge, und die Bürgerwehr stand vor dem Thore; die Reisenden fuhren außerhalb um die Stadt. Pesaro war noch von päpstlichen Truppen besetzt, in Rimini jedoch flatterte

wieder die Tricolore, allenthalben herrschte große Bewegung, und im Kaffeehaus wurden Drahtberichte verlesen, welche von eiligem Rückzug der Oesterreicher sprachen. Cesena hatte päpstliche Soldaten und Ruhe, Forli die nationale Fahne und Cocarden. Durch die Porta Maggiore von Bologna schlüpft Vintler ohne Passvisum, weil der Aufseher bezahlt wird; im Gasthause zu den „drei Königen" scheint der Kellner Unrath zu wittern und fordert die Pässe; Markwart gibt den seinen und behauptet, er gelte für beide. In der Nacht wogt fortwährend Volk durch die Straßen, Geschrei erfüllt die Luft, es wird die Marseillaise gespielt. Markwart besticht einen Polizeibeamten, mit dessen Hilfe sie ohne Passplackerei durch das Thor hinausgelangen. In Malalbergo mischt sich eine Schar meuterischer Päpstlicher mit einem Volkshaufen, in Ferrara stehen noch Truppen, deren Officiere Markwart von Ancona her kennt, und so gelingt es den Reisenden, sich den Quartiermachern anschließen zu dürfen. Unter heftigem Regen und durch tiefen Koth gieng es zu Fuß bis Ponte Lagoscuro, dann zu Schiff über den Po und zu Wagen über Rovigo nach Padua.

Im Herbst 1859 bezog Vintler als Hörer der classischen Philologie die Universität in Innsbruck und vertauschte sie im nächsten Jahre mit der in Wien. Er konnte sich aber trotz Schenkl und Bonitz

auf die Dauer mit diesem Studium nicht befreunden; mehr und mehr verlegte er sich auf die neueren Sprachen und Literaturen, so daſs ihm außer Italienisch und Französisch auch Englisch und selbst etwas Spanisch, Russisch und Neugriechisch nicht fremd blieben. 1863 finden wir ihn als Germanisten in Innsbruck, wo ihn Ignaz Vincenz von Zingerle mit wohlwollender Freundschaft auszeichnete. In dieses Jahr fällt auch sein erstes Auftreten als Schriftsteller, indem er die „Frühblumen aus Tirol“ veröffentlichte, zu denen außer ihm noch Ludwig und Angelica von Hörmann und J. E. Waldfreund Gedichte beisteuerten. Diese dichterische Gabe wurde im ganzen freundlich aufgenommen; so erwähnte sie z. B. Ludwig Steub in anerkennender Weise. J. V. v. Zingerle gedachte ihrer noch ein Vierteljahrhundert später und sandte am 25. März 1888 an Vintler die Verse:

Der Frühlingssturm, er braust durchs Thal
Und weckt der Primel goldnen Strahl,
Des Heidekrautes Blüte;
Er saust und schüttelt manchen Baum
Und weckt mir manchen jungen Traum
Im alternden Gemüthe.

Frühblumen hier, Frühblumen dort,
Frühblumen an manchem sonnigen Ort,
Frühblumen an der Seite!

Frühblumen welken, doch viele Jahr'
Erhielten sich diese wunderbar, —
Ein Hoch ihren Sängern heute!

Zu jener Zeit herrschte in Oesterreich noch ziemlich großer Mangel an Lehrkräften für Mittelschulen, so dass ungeprüfte Universitätshörer leicht, freilich oft zu ihrem spätern Schaden, als Supplenten Unterkunft fanden. Auch Vintler wanderte im Herbst 1863 als Supplent an das Ginnasio Liceale à SS. Gervasio e Protasio in Venedig und wirkte dort durch zwei Jahre mit Eifer und Erfolg. Im Wintersemester 1865/66 weilte er, ausgestattet mit einer außerordentlichen Staatsunterstützung, in Wien und sollte sich daselbst die Lehrbefähigung für classische Philologie mit italienischer Unterrichtssprache erwerben. Er vermochte jedoch dieses Ziel wegen andauernder Kränklichkeit nicht zu erreichen, sondern begab sich anfangs Mai 1866 in die Heimat. Auf sein Ansuchen wurde er dann der Verpflichtung, nach erlangter Lehrbefähigung sich durch sechs Jahre an einem Gymnasium des lombardisch-venetianischen Königreichs verwenden zu lassen, entbunden; auch die Rückvergütung der seit 1. October 1865 genossenen Staatsunterstützung ward ihm mit Rücksicht auf seine bedrängte Lage und die geleisteten Dienste nachgesehen.

Unterdessen war Vintlers Mutter nach Innsbruck gezogen, und er selbst verweilte in den nächsten

Jahren hier. Zuvörderst suchte er, seine Kenntnisse in den Landesblättern zu verwerten. Im October 1868 erhielt er die Stelle eines Nebenlehrers der italienischen Sprache an der Realschule. Im September 1870 ward er als Supplent für Französisch an die griechisch-orientalische Oberrealschule zu Czernowitz gerufen und dort auch an der mit der Lehrerbildungsanstalt verbundenen Unterrealschule verwendet. Das Volksleben in der Bukowina fand an ihm nun einen ebenso feinsinnigen und aufmerksamen Beobachter wie weiland das von Venedig. Heimisch fühlte er sich aber im fernen Nordosten nicht, sein Herz hieng vielmehr am milden Süden; deshalb ergriff er 1872 gerne die Gelegenheit, als Supplent nach Triest zu gehen. In dieser Stadt entwickelte er eine vielseitige Thätigkeit; er war an der Realschule bedienstet, lehrte aber auch im Circolo filologico deutsche Sprache und trat endlich zur Schriftleitung der „Triester Zeitung" über. Für dieses Blatt lieferte er Localnotizen, Theaterkritiken und Kunstausstellungsberichte, aber auch größere Feuilletons und Uebersetzungen. Der fortwährenden Aufregung des journalistischen Berufes war Vintler seines schwächlichen Körpers wegen nicht gewachsen, und dies um so weniger, als man auch sonst auf ihn rechnete. So hielt er im „Schillerverein" mehrere Vorlesungen, z. B. über Grabbe und Hamerling. 1876 kehrte er wiederum nach Inns-

bruck zurück. Auch hier arbeitete er zuerst als Journalist, war aber zugleich von Mitte November bis in den August 1877 als „Volontär" an der Universitäts-Bibliothek thätig. Nun wandte er sich nach Leipzig und von dort nach Gera, wo er sich vom November 1877 bis Mai 1878 an der Herausgabe von Amthors „Alpenfreund" und einer neuen Auflage von dessen bekanntem Tiroler Reisehandbuche betheiligte. Sodann gieng er wieder in die Heimat, um sich dort dauernd niederzulassen.

Des Wanderlebens müde, musste er trachten, eine feste Stellung zu erwerben. Der passendste Weg zu solchem Ziele schien ihm über die beschwerliche Hecke einer Lehramtsprüfung zu führen. Eine solche Prüfung zu bestehen, ist zwar gerade keine Hexerei, immerhin erfordert es aber für geraume Zeit einen beträchtlichen Aufwand von Fleiß, und es ist eine Thatsache, dass Männer vorgeschrittenern Alters, die schon länger der Schulbank fremd geworden, nur sehr selten noch so viel Kraft zusammenzuraffen vermögen, um schließlich die Probe zu bestehen. Obwohl nun Vintler seit September 1879 an der Innsbrucker Handelsschule supplierte und daher ziemlich stark in Anspruch genommen war, erhielt er doch im Juli 1880 von der Commission in Wien das Befähigungszeugnis für französische und italienische Sprache. Durch diesen Erfolg ebnete er sich den Rest seiner Laufbahn, und

sein Ansehen stieg wesentlich bei jenen, die über sein bisheriges Leben die Achseln gezuckt.

Im Gegensatze zu solchen behauptete neulich ein Beurtheiler der Muse unsers Dichters, Vintler wäre nicht Vintler geworden, wenn er nicht durch Jahre der „Bohème" angehört hätte; eine gewisse Ungebundenheit und Unregelmäßigkeit des Daseins, ein öfterer Wechsel von Ort und Stellung, einige Bekanntschaft mit Entbehrung und Noth, ein Leben „von der Hand in den Mund" bringe tiefere Einblicke und fördere die Entwicklung des Genius. Man könnte bei dieser Gelegenheit auch an die bekannten Verse Platens erinnern:

Gehe niemand, wenn er einen Lorbeer tragen will davon,
Morgens zur Kanzlei mit Acten, abends auf den Helikon!

Aber sei dem, wie ihm wolle, die bescheidene Stellung eines Realschulprofessors, die sich Vintler durch seine Prüfung errang, gewährte ihm doch eine gewisse Behaglichkeit. Er schuf sich ein trauliches Heim, indem er 1882 Fräulein Eleonore Stockhammer zum Altare führte und mit dieser verständigen und liebevollen Frau in schönster Uebereinstimmung lebte. Die ungetrübte Häuslichkeit, die Liebe zu seinen zwei zarten Kindern und die eifrige Pflege der Dichtkunst bildeten das höchste Glück seiner letzten Jahre, dem er nach nur kurzer Krankheit, einer tückischen Rippenfellentzündung, schon am

11. April 1890, viel zu früh für sich, die Seinen und das ganze Land, entrissen wurde.

Vom Erwachen des dichterischen Feuers im Gymnasiasten Vintler haben wir bereits gesprochen. Anfänglich begeisterten ihn Schiller, Bürger, Hölty, Matthisson und Salis. Unter den neueren Dichtern zog ihn schon früh Uhland an, und dieser blieb bis ans Ende einer seiner Lieblinge. Von Goethe bewunderte er stets Iphigenia, Faust und Tasso am meisten. Dass er dem Reize von Heines Liedern nicht widerstand, ist leicht begreiflich. Wenn wir noch Lenau, Geibel und Lingg nennen, so dürften wir die deutschen Lyriker aufgeführt haben, die er am höchsten stellte. Es ist eine meiner liebsten Erinnerungen, wie wir als Universitätsstudenten mitsammen den ersten Band der Gedichte Linggs lasen und aus ihm so reine Freuden schöpften. Wie oft sprach Vintler die Schlussstrophe von „Dodona“, gleichsam als einen hehren Wahlspruch:

„Von Aegyptens Pyramiden
Bis zu Delphis Priesterin,
Bis zu Ganges Tempelfrieden
Herrsche Einer Lehre Sinn:
Trost zu spenden, Schmerz zu lindern,
Licht zu wecken weit und breit,
Freiheit allen Erdenkindern,
Freiheit, Liebe, Menschlichkeit!“

Da Vintler, besonders seit dem Aufenthalte in Rom, auch fleißig die Dichter fremder Nationen las, so entbehrte sein Geist nicht mannigfaltiger Befruchtung. Während seiner Wanderjahre schrieb er zwar viel, veröffentlichte aber nichts Größeres als seine Uebersetzung von Vergas Roman „Eros" (1876). Sechs Jahre später erschien die Uebertragung von Walter Whites „Obladis" und 1887 „Die Maximen des Herzogs von La Rochefoucauld", die 1889 in Halle zum zweitenmale und vervollständigt unter dem Titel: „Ein Bildnis des Menschenherzens" herausgegeben wurden. Schon in diesen Prosaübersetzungen offenbart sich Vintlers glatter und klarer Stil; geradezu mustergültig sind aber seine zahlreichen Uebersetzungen italienischer, französischer und englischer Gedichte. Er versteht es, den schneidigen Kampfsonetten Dantes und Petrarcas in gleicher Vortrefflichkeit wie den Spottgedichten Bérangers und den jüngsten Italienern und Nordamerikanern deutschen Ausdruck zu leihen. Je mehr Schwierigkeiten ein Original bot, desto lebhafter zog es den Beherrscher der Sprache an. In seinem Nachlasse finden sich manche Stellen aus Werken, in denen die Kunst des Uebersetzens besprochen wird, ein Beweis, mit welchem Ernst er sich dieser Beschäftigung hingab. „Was heißt übersetzen?" fragt er mit Wilhelm Grimm. „Einen Gedanken in dem Geist, in dem Gefühl einer

andern Sprache ausdrücken.“ Gleichsam, um dies zu erläutern, schreibt er die Schlagworte: „Geist, Stimmung, Bild“ darunter. So war es kein Wunder, daß er die Kunst des Uebersetzens, die nach seiner Ansicht darin besteht, die Gedanken des Genius mitzudenken und ihnen ein neues würdiges Kleid zu schaffen, ungemein hoch stellte. Er betrachtete das Uebersetzen auch als die beste Schulung für seine eigene Poesie, und der Dichter Vintler hat in der That vom Uebersetzer sehr viel gelernt.

Wie die rhythmischen Uebersetzungen waren auch Vintlers Gedichte während seines Lebens nur zerstreut in Blumenlesen, Zeitschriften und Zeitungen erschienen; so in Zingerles „Herbstblumen“, in dessen „Liederspende“, in den „Blättern der Erinnerung an das Burggrafenamt,“ im „Tiroler Dichterbuch“, in verschiedenen Tiroler Blättern, in der „Triester Zeitung“, in der Berliner „National-Zeitung“, in den Münchner „Fliegenden Blättern“, in der „Neuen Illustrierten Zeitung“, in der Zeitschrift „An der schönen blauen Donau“, im „Magazin für die Literatur des In- und Auslandes“ u. s. w. u. s. w.

Die regste Schaffenslust beseelte Vintlern im letzten Jahrzehnt seines Lebens, als er sich in Innsbruck seine stille Häuslichkeit gegründet. Jetzt drängte sich Stoff auf Stoff an ihn, und er begann zugleich, die Lieder der Jugendzeit zu sichten und umzuformen,

ohne dies Vorhaben vor seinem frühen Tode vollenden zu können. Einige Freunde stellten den dichterischen Nachlass zusammen, und dieser ist nun in einem sehr hübsch ausgestatteten Büchlein in Leipzig bei A. G. Liebeskind erschienen. Ein wohlgetroffenes Bildnis des Dichters ziert den Band.*)

Die lyrischen Gedichte (im engsten Sinne des Wortes) begrüßen die Heimat, rufen ihren Willkomm dem Mai zu, bejauchzen das freie Leben in der Natur, geleiten uns durch den Sommer zum Herbst und Winter und singen von der Liebe Lust und Leid, von Scheiden und Meiden, von Sehnsucht und Trauer, von Todesahnung und Sterben. Es sind die alten ewigjungen Stoffe, das „alte ewige Lied", um mit Anastasius Grün zu sprechen, das nie-

---

*) Gedichte von Hans von Vintler. Leipzig. A. G. Liebeskind, 1892. Taschenformat, XIV und 215 S. Druck von W. Drugulin in Leipzig. — Die Hast, mit welcher der Druck der Vintlerfeier wegen vor sich gieng, hatte mehrere Druckfehler im Gefolge, da die Correctur in Innsbruck nur einmal gelesen werden konnte. S. VI sollte es statt: im 1. und 15. Jahrhundert selbstverständlich: im 14. und 15. Jahrhundert heißen. Das letzte lyrische Gedicht steht unrichtig als erstes unter den Zeitgedichten; das Inhaltsverzeichnis weist ihm den richtigen Platz an. Der arg entstellte Vers S. 127 Z. 4 von unten erhielt S. XIV seine Berichtigung. — Alle diese Druckfehler schlichen sich fast unbegreiflicher Weise erst ein, nachdem die Correctur schon gelesen war.

mals ausgesungen wird. Jeder echte Sänger bringt aber neue Töne und neue Gedanken zum alten Liede. Deshalb kann auch Vintler von seinen Gedichten sagen, dass sie zwar keine Brillanten sein wollen, doch drum nicht minder Edelkrystalle seien, „tiefinnerst eins und klar an Schein und just nach ihren eigenen Achsen im Stillen gewachsen.“

Vintler war kein Pessimist, dazu war er eine viel zu liebenswürdig angelegte Natur; aber mitten im Lenzesjubel beschleicht ihn doch das Gefühl des Schlimmen, des Unglücks, der Unfreiheit, der Vergänglichkeit. Er muss die Lerche, „den kühnsten Fittich“, die himmelan lechzende Lerche gefangen sehen, und sie scheint ihm ein Sinnbild eigener Haft. Am hellsten Frühlingstag hört er's flüstern: „Gib acht, wie das alles zerstiebt!“ Unaufhaltsam kommt der „N[illegible]tag“; da hilft keine Flucht; ins Grau begraben w[illegible] Dichter mit der Blume, mit dem Baum. [illegible] herbstliche Himmel ist aber selbst nur ein Vorbote der „Fahrt ins Düster“:

Verschlingen die stummen, gespenstigen Wogen
Den Weltverlassnen und ist es vorbei? . . . .
Gewiss ist eins, wir alle fahren,
Der eine im Winter, der andre im Mai.

Das Leben bot dem Dichter im ganzen nur karge Freuden; mit Recht konnte er sagen:

Das Glück? Nur wie fallende Sterne,
Die jach in die Nacht versinken,
So zuckt mir zuweilen ins dunkle
Gemüth sein Blinken.
Nur wie einen Hall von ferner
Musik, den die Lüfte bringen
Und wieder verwehen, hör' ich's
Durchs Herz mir klingen.

So zieht gar mancher ergreifende Trauerton durch Vintlers Verse, nicht „anempfunden", sondern einem wahren, tiefen Gefühle entsprungen. Solche Lieder sind das, was wir stimmungsvoll nennen, und die Stimmung ist es ja, die den Vers beseelen muss, wenn er dichterisch sein soll.

Wie Vintler sich gerne seiner eigenen Kindheit erinnerte und sie dichterisch verklärte, so verdanken wir der warmen Zuneigung seines reichen und weichen Herzens zu seinen Kindern eine Anzahl innig empfundener Gedichte. Wir zählen die lyrischen Ergüsse: „Eines Novembertages", „Die ersten Flocken," „Am Christabend", „O, spare die Thränen!" und „Jetzt und bald" zum besten, was er geschrieben. Als Beispiel setzen wir den erstgenannten hieher:

Wie's braust im Gezweig! Die schauernden, falben
Blätter flüchten erschrocken,
Und sieh! ans Fenster her fliegen statt Schwalben
Und Bienen eisige Flocken.

O schönes, warmes, goldenes Leuchten,
Das erst uns noch umflossen! —
Durchs ganze Thal sind jetzo die feuchten,
Fahlen Nebel ergossen.

Die Rosen, die Falter, die flinken Libellen —
O Welken und Verderben!
Nun stehn auch die Pulse still den Quellen,
Und die letzten Dahlien sterben . . . .

Die Kinder, mein blondes Pärchen, frohlocken
Und lachen durch die Scheiben
Hinaus ins Stürmen, Flüchten und Flocken —
Was kümmert sie Scheiden und Bleiben!

O, kommt, ihr herzigen, kleinen Leute,
Mir geht ein Stich durch die Seele —
Muss alles denn fallen, was mich erfreute?
O, kommt, auf dass ich euch hehle!

O, kommt an mein Herz! Ich feie, segne
Und bann' euch mit meiner Liebe; —
Euch soll es nicht finden, das Grausamverwegne,
Ihr blühenden Frühlingstriebe!

Hans von Vintler war aber zugleich ein Dichter der Freiheit, der Menschlichkeit, der großen Gedanken, welche die Welt bewegen. In seinen „Zeitgedichten" ließ er gar kräftig die Stimme für seine Ideale erschallen. Die Größe der Gegenstände, die er besang, die Fülle der Ideen, der Schwung der Sprache und die Schönheit der Form wirken um so machtvoller, als er es versteht, Vergangenheit und Gegenwart in

innige Wechselwirkung zu setzen. Am meisten treten diese Vorzüge hervor in den Prologen zu den Feiern der hundertsten Geburtstage Ludwig Uhlands und Karl Maria von Webers, im Gedichte „Mehr Licht", das er zur Enthüllung des Goethebildnisses auf dem Brenner, und in jenem andern, das er für das Standbild Walthers von der Vogelweide in Bozen schrieb; nicht minder schön klingt der wehmuthsvolle Hymnus „Vor den Kaiserherzen in der Loretto-Kapelle zu Wien" am Todestage Kaiser Josefs. Eine einzige Strophe, — die Einleitung zum Uhlandprologe, der, beiläufig bemerkt, zugleich eine der schönsten Glossen unserer gesammten Literatur ist, — möge unsern Ausspruch erhärten; haben diese Verse ja doch auch heute in der Hauptsache noch volle Gültigkeit!

Auf unsern Tagen liegt ein schwüles Bangen,
Wir hören fernen Donners dumpf Geroll,
Wir sehn uns schwarz Gewölk zu Häupten hangen,
Und jedem ahnet, was da werden soll.
Es wetterzuckt im Abend und im Osten,
Gar manch ein Blitz giert nach dem deutschen Aar; —
Des Franzmanns alte Liebe will nicht rosten,
Und westwärts kehrt die Lanze der Tatar ....
Und dennoch sieh, in all den weiten Gauen
Vom Alpenwall bis nieder an das Meer
Ist heute festesfroh das Volk zu schauen
Und ruft: „Ihr machet uns das Herz nicht schwer!

Ein jedes weltlich Ding hat seine Zeit,
Die deutsche Klinge, dass sie Gott behüte!
Ist wuchtig, blank und scharf und schlagbereit —
Die Dichtung aber, was uns auch umwüthe,
Die Dichtung lebet ewig im Gemüthe!"

Neben diesen großangelegten Zeitgedichten finden sich kleinere, aus denen warmes Gefühl oder sinnige Betrachtung ungemein ansprechen; ich nenne drei: „Am Leichenbette Anton Ritter von Schullerns," „Festgruß an den Buchdrucker Karl Fischer" und das zierliche Sonett an die Tänzerin Rosita Mauri.

Die verkehrten Richtungen der Zeit haben Vinklers Satiren und allerlei Stachelverse hervorgelockt. Er geißelt den Gegensatz, der sich nicht selten zwischen äußerem Prunk und innerer Unbildung offenbart, in einem launigen, einer schönen Landsmännin gewidmeten Gedichte, deren rauhes Deutsch seine Begeisterung für ihre Schönheit zu Boden schlägt. Die „Einer Diva" bestimmten Verse grollen, dass auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, die Erregung des Sinnenkitzels nicht selten an die Stelle der Pflege der „urew'gen Ideale" getreten ist. Am derbsten werden die Naturalisten mitgenommen in dem Gedichte „Und dennoch"; es führt uns in wahrhaft classischer Vollendung zwei Damen vor, die in einer Gemäldegallerie ein äußerst realistisches Bild bewundern und es zuletzt sogar — beriechen, um

nun zu ihrem Schmerz zu erfahren, dass doch auch dieses Erzeugnis der Kunst nur Schein sei. — Mit vernichtender, aber durchaus verdienter Ironie wendet sich „Anempfunden" wider jene hohle Kritik, welche der Lyrik in der Gegenwart jede Berechtigung absprechen will und überall nichts als Nachklänge und Verfall sieht.

Am meisten kennzeichnen die „Sprüche" des Dichters edle und entschiedene Denkweise. Wir theilen zuerst das schöne lyrisch-didaktische Gedicht „Säe du . . ." mit, das wie ein heller Strahl dem Borne beglückender Nächstenliebe sich entrang, welcher so mächtig in Vintlers Herzen flutete:

Säe du mit milden Händen
Lieb' und Gnade um dich her;
Wie die guten Körnlein enden,
Mache dir das Herz nicht schwer!

Streu' nur zu! In Felsenritzen
Schläft die Scholle oft versteckt,
Oft schon zwischen Dornichtspitzen
Hat ein Halm sich aufgestreckt.

Kommt ein flücht'ger Fink zu picken,
Schilt die Atzung nicht Verlust:
Bot das Körnlein doch Erquicken
Einer liederfrohen Brust.

Was die raschen Winde holen
In die Lüfte sich als Raub,
Was dir achtlos harte Sohlen
Niedertreten in den Staub: —

Säe du mit vollen Händen
Lieb' und Milde um dich her;
Wie die guten Körnlein enden,
Mache dir das Herz nicht schwer!

Die stolze Festigkeit des echten Mannes charakterisiert der folgende Spruch:

Wenn sie dich loben, wenn sie dich schelten,
Vielleicht mag das eine wie's andre gelten;
Nur lass dir vom Anprall des Redeschwalles
Nie deines Wesens Burg zerstören! —
Des Mannes Eins und Alles
Ist immerdar, sein Gewissen zu hören.

Da Vintler im Leben diesen Grundsatz wirklich befolgte, war er nicht leicht zu beeinflussen, und ein paar Querköpfe, die den Dichter in ihrer Verranntheit zu wenig „national" fanden und ihm ihre Ansichten aufzudrängen suchten, wurden von ihm nachdrücklich zurückgewiesen. Dass er deutsch dachte und fühlte, hat uns die Einleitung des Uhlandprologs hinreichend gezeigt; gegen die Nationalitätenhetze spricht er sich aber entschieden in folgenden Epigrammen aus:

Nein, Herrn, das wird bei mir nicht keimen
Weder in Prosa noch in Reimen!
Mich langweilt all dies wüthige Gerede
Der deutschen und der welschen Déroulède.

Dass ihr's nur wisst,
Ich gebe meinem Volk, was meines Volkes ist:
Des Sohnes Lieb' und Treu' —
Und all dem andern menschlichen Geschlechte
Reich' ich trotz Herrn Chauvin ganz ohne Scheu
Freundnachbarlich die Rechte.
Der eitle blutberauschte Narr sucht überall
In wüster Völkerhetze Lust und Ruhm;
Das weiß ich; doch es streben überall
Auch Brüder nach dem Erdenbürgerthum.

Das war einfach der Standpunkt des Mannes, der die Schriften der erleuchtetsten Geister der bedeutendsten Culturnationen gründlich kannte und ihnen so vieles verdankte.

Neben diesen ernsten Sprüchen bietet die Sammlung auch einige scherzhafte; sie erinnern in Bezug auf Haltung und Witz an solche älterer deutscher Epigrammatiker. Wir heben die beiden Xenien hervor, mit denen der Dichter die Optimisten Nullax und Schufto bedachte:

Dies, Nullax, sei die beste aller Welten? —
Das wird mein Einsehn nicht erreichen,
Solang, du Klatschweib, deinesgleichen
Auf ihr als Männer gelten.

Du, Schufto, lobst als froher Optimist
Die Welt. Das macht, weil du ihr dankbar bist,
Dass sie noch immer dich nicht aufgehangen;
Von mir kann solchen Dank sie nicht verlangen.

Solche Sprüche veranlassen die folgende Bemerkung. Man würde ein falsches Bild von Vintlers Wesen und Dichtung erhalten, wollte man sich ihn nach manchem, was gesagt wurde, als gedrückt oder empfindsam vorstellen. Er behauptete im Gegentheile, namentlich in früheren Jahren, auch in trüben Zeiten eine heitere Stimmung und würzte seine Rede gerne mit witzigen Wendungen. Diese Seite seines Gemüthes kommt außer in jenen Sprüchen in einzelnen schalkhaften Liedern, besonders aber in seiner Epik zum Durchbruch. Der „Monomatapetische Brauch“, „Herr Kuno von Katzenstein“, „Der Rametzer Wein“, „Riese und Zwerg“ und vor allem sein „Sanct Leonhart“ sind, um den Ausdruck von Rabis zu gebrauchen, „Perlen“ ihrer Gattung.

Aber auch auf dem Gebiete der ernsten Erzählung leistete der Dichter Hervorragendes. Unter den geschichtlichen Gedichten nimmt „Die Schlacht auf dem Marchfelde“ die oberste Stelle ein, ein frischer echt deutscher und österreichischer Sang voll Bewegung und gediegener Charakteristik. Er verherrlicht den ersten habsburgischen, wie der früher erwähnte Hymnus „In der Loretto-Kapelle“ den ersten lothringischen Kaiser Deutschlands.

Seine ganze Liebenswürdigkeit entfaltet Vintler im „Rosenmutterl“ und im „Pechmännlein“, während uns die Zwielichtstunde einen Blick in das Herzens-

leben der untern Schichten gewährt. Aus dieser Romanze wie aus andern Gedichten, z. B. aus dem bereits genannten „Festgruß an Karl Fischer" und aus dem Sonett „Profanum vulgus", ergibt sich, mit welcher Theilnahme Vintler dem Arbeiterstande zugethan war, obwohl (oder vielmehr: eben weil) er sich allweg eine vornehme Gesinnung als Erbtheil seiner Ahnen gewahrt hatte.

Als Vertreter der ganzen Abtheilung möge das „Rosenmutterl" hier stehen:

Wie lieblich ist dein Thun und Sorgen
Um deine Rosen, ros'ge Maid!
Am späten Abend, frühen Morgen
Theilst du der Blumen Lust und Leid.

Geschäftig wallst du durch den Garten,
Halb Jungfrau schon und halb noch Kind,
Der Durstenden mit Trank zu warten,
Zu stützen, die ermüdet sind.

Du äugelst nicht nach den Balkonen,
Die Nachbarschaft hat gute Ruh,
Und zärtlich neigt den duft'gen Kronen
Sich jeder deiner Blicke zu.

So sehn wir mitten im Geranke
Dich täglich walten unverwandt,
Und haben dich, du blonde Schlanke,
Das Rosenmutterl zubenannt.

Und, Rosenmutterl, einst wird's kommen:
Da grüßt ein Kühner ins Geheg',
Den blickst du an und, hold entglommen,
Reichst ihm ein Knösplein auf den Weg.

Und wie dir heut die vollen, weichen
Goldlocken küsst der Sommerwind,
Thun eines Tages dir desgleichen
Zwei Lippen, die des Liebsten sind.

Und wie dich dort der Zweig umschlungen,
Der von der Laube niederlangt,
Umfängt dich dann, der dich errungen,
Dass dir das Herz vor Wonne bangt.

Und was dir jetzt als süßes Ahnen
Beim trauten Spiel im Busen spricht,
Das wandelt auf den neuen Bahnen
Sich dir alsdann in süße Pflicht.

Dann kommen Abende und Morgen,
Da wirst du, zarter noch bemüht,
Um andre Röslein thun und sorgen,
Um Röslein, so dir selbst entblüht!

Der meisten Anerkennung unter Vintlers epischen Gedichten erfreute sich übrigens „Ein Engel“, ein packendes Bild aus dem Bauernleben. Ein norddeutscher Beurtheiler, A. Schöne in Königsberg, — bei dem Zustande der gegenwärtigen deutschen Kritik ist es nicht überflüssig zu bemerken, dass er dem Dichter persönlich in keiner Weise nahe stand oder ihn auch nur kannte, — rühmte iu einer Besprechung

von Zingerles „Liederspende" vor allem dieses Gedicht als „von überraschendster Eigenthümlichkeit und in seiner Art geradezu meisterhaft, dessen gleichen etwa nur in einigen stoffverwandten Gedichten von Annette von Droste-Hülshoff zu finden wäre;" das Talent des Dichters sei ein „ganz ungewöhnliches."

Die gleiche hohe Meinung von Vintlers Begabung hatte schon weiland P. Pius Zingerle in Meran gehegt. Möge das deutsche Volk seinen Wahrspruch nun in demselben Sinne abgeben! Wir wagen dies unter anderm aus dem Grunde zu hoffen, weil Vintler zu den Dichtern gehört, welche auch die Form hoch halten; auf eine Zeit der Vernachlässigung derselben muss ja doch ein heilsamer Rückschlag erfolgen. Vintler hat zwar, seit er die Schulbank verließ, der deutschen Sprache nicht mehr zugemuthet, sich in Hexametern und Pentametern oder gar in andern, künstlichern antiken Maßen aussichtslos abzumühen; sein natürliches Gefühl und sein weiter Blick, der über so viele neuere Literaturen reichte, behütete ihn vor solchen Missgriffen; er war aber andererseits jeder Verwilderung abgeneigt, und wenn er nicht selten freie nationale Accentverse anwandte, so wusste er sie stets durch die Gesetze des Wohllauts zu bändigen. Von fremden Strophen liebte er lediglich das Sonett, obwohl er es nicht häufig gebrauchte; dafür verstand er es, eigene kunstvolle Reimgebäude zu schaffen, die

trotz ihrer Mannigfaltigkeit insgesammt im heimischen Boden gründeten und in ihren weiten Hallen auch dem reichsten Gedankengehalte Raum zu freier Entwicklung boten. Die Walther und Goethe verherrlichenden Gedichte sind Zeugen dieser hohen Vollendung, nicht minder der „Gruß an Meran", „Auf liebgewohntem Irrweg" und andere. Auch die Reinheit des Reims hat Vintler im ganzen sorgsam gewahrt; doch lautete sein Grundsatz, dem Reime zulieb niemals einen guten Gedanken aufzugeben. Es wird daher einzelnen geistreichen Kritikern ohne besondere Mühe gelingen, etliche ungenaue Reime zu sammeln und mit der Miene der Ueberlegenheit dem ehrfurchtsvollen Leser vorzuführen. Uebrigens war Vintler unablässig bemüht, seine Verse zu feilen und zu glätten; es ist bezeichnend, dass er sich auf ein Blatt die Stelle aus einem Briefe Bürgers an eine junge Dichterin schrieb folgenden Wortlauts: „Ich will Sie vor diesem leichten Flusse herzlich gewarnt haben (sie hatte sich nämlich gerühmt, dass ihr die Verse leicht flössen) und Ihnen dereinst Glück wünschen, wenn Sie mir mit Wahrheit melden können, dass es Ihnen schwer werde, Verse zu machen. Wenn Sie erst werden gelernt haben, an einer einzigen Strophe Tage und Wochen lang zu käuen, ehe sie Ihnen recht ist, dann werden auch der scharfen Ecken und Spitzen weniger hervorragen, die jetzt die Or-

gane der Empfindung zerschrammen." — Auch Geibel will den echten Dichter an der Unermüdlichkeit in der Feilung und Umgestaltung seiner Lieder erkennen.

Freilich hat schon vor mehr als fünfzig Jahren kein Geringerer als Platen das „Loos des Lyrikers" beklagt, der oftmals „tauberem Ohr" flöte; und wenn er den Grund dieses Schicksals in die Worte kleidet: „Stets am Stoff klebt unsere Seele, Handlung ist der Welt allmächtiger Puls," so möchte man fürchten, es werde dies im Zeitalter des Ueberwucherns der Romanliteratur, in einem Zeitalter, in dem selbst der „buntfarbige Fabelteppich" Homers für verblichen erklärt wird, nicht besser geworden sein. Dennoch gab es immer deutsche Lyriker, die ihre eifrige Gemeinde hatten; und gerade die am 8. November 1891 abgehaltene Vintlerfeier bewies, dass der Dichter, obwohl seine Verse noch gar nicht gesammelt erschienen waren, bereits viele Verehrer zählte.

Wir wollen hier nur erwähnen, dass tirolische Städte, Vereine, Schriftsteller, Künstler und Literaturfreunde bei dieser Gelegenheit das alte Wort, kein Prophet gelte in seiner Heimat, gründlich Lügen straften*). Viel wichtiger aber als die Theilnahme

*) Viele Bewohner der Stadt Innsbruck fanden sich bei der Enthüllung des Grabdenkmals auf dem Friedhofe und

der Tiroler an der Feier scheint uns die der Auswärtigen, denn ihre Begeisterung war frei von jeglicher landsmannschaftlichen Rücksicht, sie flammte lediglich für den Dichter, allenfalls auch für den Menschen Vintler und zeigte, dass echte Poesie weite Kreise der Anerkennung ziehe. Wien und Graz, Stuttgart und München, Berlin und Zürich sprachen durch den Mund berufenster Vertreter. Aus Wien kam das Grabdenkmal und der schöne Festvor-

---

abends in den Festräumen ein; die Liedertafel, die Oberrealschule und Freunde Vintlers spendeten Kränze, ebenso die Städte Meran und Bozen; der „Verein der Tiroler und Vorarlberger" in Wien, die Tiroler in Czernowitz, die Stadtvertretung und die Curvorstehung Merans begrüßten die Festversammlung durch Zuschriften oder durch den elektrischen Draht; Dr. Franz Laburner und Karl Wolf in Meran sandten Gedichte, ersterer ein sehr schwungvolles in der Schriftsprache, letzterer ein gemüthliches in der Mundart. Außerdem betheiligten sich an der Feier brieflich oder telegraphisch Prof. Dr. Adolf Ritter von Pichler in Innsbruck, Dr. Tappeiner und Frau Hedwig von Hellrigl in Meran, Josef und Victoria Malfér, Robert von Fioresi und Paul Gelmini in Salurn als „begeisterte Freunde der heimatlichen Muse an der äußersten Sprachgrenze", Professor Ambros Mayr in Trient, Bibliothekar Richard von Strele in Salzburg und — last not least — die berühmten Meister Defregger, Schmid, Gabl und Wopfner in München. Auch Prof. Wichner in Krems dürfte am besten hier erwähnt werden.

spruch von Karl Rabis; aus der Hauptstadt des sangreichen Schwabenlandes Kranz und Lied; und wer hätte bessere Bürgschaft für die Berechtigung der Feier leisten können als so feinsinnige Kenner des deutschen Schriftthums und so hervorragende Gelehrte wie Ernst Gnad und Anton Schönbach in Graz, Professor Bächtold in Zürich, Hans von Berlepsch in München, oder Hermann Grimm, Erich Schmidt und Karl Weinhold in Berlin? *) Der Letztgenannte schrieb so schön, so tröstlich und so verheißungsvoll als möglich:

„An dem Gedächtnistage Hans von Vintlers schließe ich mich im Geiste seinen Freunden an, die sein Grab ge-

*) Aus Wien hatten sich zur Vintlerfeier nach Innsbruck begeben die Herren: Baurath Böck, J. K. Lecher (der Herausgeber der „Presse"), Bildhauer H. Natter, Karl Rabis und Rudolf Strobach. Architekt Hieser war leider durch Krankheit und Hofschauspieler Reimers durch dienstliche Verpflichtungen am Kommen verhindert. Diese Männer waren zugleich die Stifter des Grabdenkmals, Hieser und Natter dessen Schöpfer. Die „Wiener Freunde" spendeten den ersten Kranz, andere der Journalisten- und Schriftstellerverein „Concordia" und der „Schubertbund". — Eine Begrüßung sandte auch der Gesang- und Orchesterverein in Krems, wohl auf Veranlassung Wichners. — Von Stuttgart schickte der „Liederkranz", dessen Besuch in Innsbruck einst Vintler dichterisch begrüßt hatte, eine Kranzspende und Emil Engelmann ein Gedicht. — Der Brief, der von Hans von Berlepsch einlief, möge hier Platz finden:

schmückt haben und am Abend sich in wehmüthiger Freude an den herrlichen Früchten seines Geistes erfreuen.

---

„München, 6. November 1891.

Hochgeehrter Herr!

Ein Grabdenkmal für Hans von Vintler! — Die Worte, die ich in Ihrer gütigen Einladung las, haben in mir Erinnerungen an viele gute Stunden wachgerufen, die ich mit dem verlebte, dessen Denkmal Sie heute enthüllen. Er war mir ein Freund in des Wortes herzlicher Bedeutung, ein Freund, selbstlos, gut, einer von denen, wie man deren in einem kurzen langen Menschenleben nicht manchen zu verlieren hat und wie sie im reiferen Leben nicht wieder erwachsen. Er war, was man sagt, „ein ehrlicher Kerl", ein Mann, der nie den Mantel nach dem Winde gehängt hat und immer bolzgerade mit seiner Meinung herausrückte, mochte sie für seine persönlichen Verhältnisse günstig oder ungünstig wirken. Das war es, ganz abgesehen von seiner hohen poetischen Begabung, was mich stets zu ihm führte, und eine schmerzliche Freude war es mir, durch einen seiner Freunde zu erfahren, dass er mich sozusagen in der Todesstunde noch grüßen ließ. Und so, wie ich ihn schätzte, so schätzten ihn wohl viele und ich darf also nicht sagen, dass ich einen Freund verloren hätte, vielmehr glaube ich sagen zu sollen: „Wir haben ihn nicht mehr!"

Entbieten Sie den Freunden, die ihm den Stein setzten, mögen sie mich kennen oder nicht — das thut nichts zur Sache — meinen Gruß und Dank für das Erinnerungszeichen, was unserm Hans von Vintler gilt" ....

Aus unserer Darstellung und aus den Briefen von Berlepsch und Weinhold ergibt sich auch wohl ein Charakterbild Vintlers. Wir verweisen zugleich noch auf das Gedicht, das Angelica von Hörmann beim Tode Vintlers schrieb.

Sein leibliches Leben ist vor der Zeit im Todesschatten verschwunden. Aber Er ist nicht ein Todter! Was der reichbegabte Dichter, der auch ein freier und treuer Mann war, in seinen besten Stunden geschaffen hat, soll und wird nicht mit den Winden verwehen.

Seine Landsleute und Freunde, die ihn heute feiern in den Stadtsälen von Innsbruck, mögen sicher sein, dass weit über die Tiroler Grenzen hinaus Männer leben, deutsche Männer, die Hans von Vintlers ehrend gedenken."

So mögen wir also wohl von einer künftigen Vintlergemeinde träumen, die von Wien und Deutschtirol aus sprießt und allmählich bis an die Gestade des Nord- und Ostmeers ihre Zweige treibt. Den Dichter des hier besprochenen Buches seiner Lieder begrüße ich aber bei deren Ausfahrt in die literarische Welt mit den Versen, die er ungefähr so einem andern Dichter zugerufen:

Du rührtest kühn die Harfe des Worts!
Die mächt'gen, melodischen Klänge,
Sie wehen deines Gedankenhorts
Weitleuchtende Pracht in die Menge;

Sie weben um sich dein edles Weh,
Der Liebe, des Zornes Gluten
Und zwingen, wie der Mond die See,
Die Herzen der Hörer zu fluten.

